

Dr. Klemm sitzt im Büro

Eigentlich hatte er schon lange Feierabend. Aber auf dem wuchtigen Holztisch türmte sich unerledigter Schreibkram. Es waren keine wissenschaftlichen Abhandlungen mehr, über denen er früher nächtelang in der Villa gebrütet hatte. Nein, Rechnungen, Dokumentationen, Arztbriefe, all das, er damals lediglich als lästigen Ballast angesehen hatte, nahm außerhalb der Sprechzeiten seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Und merkwürdigerweise störte es ihn nicht. Es war ihm sogar lieber über Arztbriefen und Anamnesen zu sitzen, als nach Hause zu gehen und seine Bücherregale anzustarren. Er wusste nicht mehr, was er damals Bahnbrechendes in den beschriebenen Seiten zu finden glaubte. Theorien und Thesen, über die er in den langen Nächten gebrütet hatte. Jetzt mit dreiundsechzig Jahren saß er in einem Ärztehaus in Brolin. Tagsüber hörte er sich die Leiden der Patienten an, verschrieb inflationär Medikamente, die er damals nur bei äußerster Notwendigkeit in Betracht gezogen hatte. Damals war sein Leitspruch, wenn das Übel allen Leidens im Menschen selber lag, war dort auch die Heilung zu finden. Pillen waren für ihn Pflaster, die man auf die Wunde klebte, wirkliche Heilung aber kam nur von innen. Jetzt aber füllten Antidepressiva und Tranquilizer seine Rezepte. Und es waren ja nur noch zwei Jahre, die er in diesen leblosen Mauern verbringen musste. Der Papierkram nahm kein Ende und ließ auch keinen Platz für quälende Gedanken über Sinn und Unsinn jeglicher Betätigung.

Seine Hand glitt über einen Stapel Briefe, die noch ungelesen in den Ablagekästen warteten. Er schob sie auseinander und wunderte sich über einen ganz besonders dicken Umschlag. P. und M. Furtler, Rübengasse 13, Schmagnitz stand als Absender.

„Furtler“, sagte Klemm laut vor sich hin. Zunächst fiel ihm kein Gesicht dazu ein. Erst dachte er an den grummeligen Hausmeister der Villa. Vielleicht hatte der beim Aufräumen im Keller ein paar Unterlagen von ihm gefunden. Aber der Hausmeister hieß Gürtler und nicht Furtler. Er suchte in seiner Erinnerung und plötzlich fiel der Groschen. Philipp Furtler, er sah ihn genau vor sich. Ein eher jugendlich-sportlich wirkender Typ, auch wenn auf seinem Kopf damals schon eine Halbglatze prangte und die verbliebenen Haare bereits angegraut waren, obwohl er erst Mitte Dreißig war. Ein intelligenter Kerl, wache braune Augen, immer auch ein bisschen unsicher, aber aufgeschlossen und vielseitig interessiert. Sogar die Berichte über Klemms Pilotprojekt hatte er damals studiert. Sympathischer Kerl, aber einer, der nie so richtig jung war. Klemm riss den Umschlag auf, fand darin viele Schreibmaschinenseiten, aber keinen Brief.

Merkwürdig, dachte er und machte es sich im Ledersessel bequem, schenkte sich einen Kognak ein und freute sich auf einen kurzweiligen Abend.

Philipps Aufzeichnungen

An jenem Januartag herrschte Eiseskälte. Kohlschwarze Raben saßen ringsum auf den Bäumen und ihr Krächzen brach sich an den Kristallen in den Tannenzweigen. Weit hallte es über den ganzen Friedhof. Die Vögel auf den Ästen sahen aufmerksam hinunter. Ich fühlte mich von ihnen beobachtet. Einer hielt den Kopf etwas geneigt und ließ mich nicht aus seinen dunklen Augen. Vielleicht ist es doch keine Legende, dass sich die Seelen der Verstorbenen eine irdische Kreatur suchen, in der ein Teil von ihnen weiterlebt. Vielleicht war es gar Rüdiger, der mich von dort oben betrachtete?

„Ich konnte ja nicht ahnen..., hätte ich doch nur...“ Solcher Art Überlegungen begannen sich in meinem Kopf zu formen, als mich jemand an die Schulter tippte. Irene sah mich aus glasigen Augen an und sagte ganz leise: „Hallo, Philipp.“

Hinter ihr Franziska. Sie hatte tiefe Augenränder und eingefallene Wangen. Zitternd sog sie an einer Zigarette. Sie lief langsam, schleppend und nickte zum Gruß. Ihr langes Haar fiel über die Pelzstola, die schief auf dem engen Mantel hing. Plötzlich blieb sie stehen und lachte. Irene hockte im Schnee und fummelte an einem ihrer Stiefel rum. Der Reißverschluss war kaputt. Der Schaft hing wie ein Lederlappen am Bein und schlappte beim Laufen. Franziska konnte den Blick nicht abwenden und das Lachen hatte sie übermannt.

Neugierig geworden vom ungewöhnlichen Lärm kam ein Friedhofswärter aus seinem Häuschen, besah sich den Stiefel, zog zwei derbe Einweckgummis aus der Hosentasche und reichte sie Irene.

„Zu den Trauerhallen geht's da lang.“ Er wies mit kurzen dicken Fingern geradeaus.

Franziska aber lachte und lachte. Erst auf der Treppe zur Trauerhalle verstummte sie plötzlich. Kreidebleich ging sie langsam nach oben. An der Stirnseite eines kleinen Raumes, hinter einer Glasscheibe, stand ein mit Blumen geschmückter Sarg. Ohne auch nur einen der anwesenden Trauergäste wahrzunehmen, legte Franziska beide Hände auf die Scheibe, lehnte die Stirn ans kalte Glas und brach in Tränen aus.

In dem mit weißem Tuch ausgekleideten Holzkasten sah Rüdiger so friedlich aus, als sei er in tiefen Schlaf gefallen. Die leicht geschwungenen Lippen strahlten fast Glückseligkeit aus. Die Lider ruhten über den Augen, als hüteten sie einen schönen Traum. Nur die Tolle auf der Stirn, die seinem Antlitz etwas Engelhaftes verlieh, passte nicht zu ihm. Ganz zu schweigen vom Rüschenhemd, das er zu Lebzeiten wohl nie freiwillig getragen hätte. Wenn er sich so hätte sehen können, hätte er die Lippen ruckartig zu einem bitteren Lächeln verzogen und die Luft kräftig durch die Nase ausgestoßen.

So ist das mit den Erinnerungen, sie ruhen in einem Schubfach, das man irgendwann aus Versehen öffnet und dann, plötzlich, ist alles wieder so nah, als sei es gerade erst gestern geschehen.

I

Es war ungefähr zwei Wochen vor Weihnachten. Seit Tagen hatte es geschneit und unsere Villa, ein stattliches altes dreistöckiges Backsteingebäude mit schiefergedeckten Gauben, lag auf einem weißen Teppich, aus dem kahle Sträucher wild in die Luft ragten. Nur ein schmaler Pfad führte vom verrosteten Metalltor durch den Vorgarten zum Haus. Hinter der schweren Holztür befand sich ein kleiner Vorraum, in dem es auch im Sommer kalt war. Drei Stufen führten hinauf zu einer Flügeltür, dahinter ein gekachelter Flur. Smaragdgrün. Durch den wanderten wir wie Verwunschene und über jedem von uns lag ein Fluch, der uns vom pulsierenden Leben der dreihunderttausend Seelen der Stadt Schmagnitz trennte.

Niemand hatte die Absicht zu fliehen. Oh nein, wir blieben freiwillig. Während in der Stadt jeden Morgen überfüllte Straßenbahnen in den Gleisen quietschten, Busse durch die Stadt rumpelten, um die Schmagnitzer an ihre Arbeitsstellen oder ihre Kinder in die Kindergärten und Schulen zu bringen, während der gewöhnliche Schmagnitzer noch verschlafen die über Nacht angelieferten Milchkästen und Brötchenstiegen in die Läden räumte, die Fensterläden der Zeitungskioske öffnete, die Alpenveilchentöpfe im Schaufenster des Blumenladens drapierte, die Maschinen in den Betrieben zum Ächzen brachte oder die Neonröhren im Büro anknipste, begann unser Tag mit dem zaghaften Klopfen an der Tür und der freundlichen Aufforderung von Schwester Molten, aufzustehen und sich zum Frühstück bereit zu machen. Während andere sich abplagten, Entscheidungen trafen, ihr Leben Tag für Tag neu planten, turnten wir uns mit spärlichen Kräften die Morgenmüdigkeit aus den Gliedern, formten aus Ton klobige Aschenbecher und Vasen oder kommunizierten pantomimisch miteinander. Hier fanden wir Schutz vor den Unbilden des Alltags, die für uns psychisch Labile oft genug Anlass zu lähmenden Depressionen waren. Da draußen lagen die Fallstricke, in denen man sich schon durch einen einzigen unbedachten Schritt verfangen konnte, während das Leben in der Villa gleichförmig und überschaubar dahinfloss.

Wenn wir vormittags hinter den Türen der Aktionsräume verschwunden waren, erfüllte das Klappern der Schreibmaschine den Flur, denn Frau Giesewind tippte Berichte über unser Befinden ab. Über jeden wurde eine Akte angelegt, die manchem als Beweis für seine Existenz genügte und den Einzelnen bedeutsam machte. Das wirkte ungeheuer beruhigend.

In der Mitte des Flurs führte eine knarrende Holzterapie hinauf zu den Zimmern der Stationären. Obwohl sich in der oberen Etage auch mein Zimmer befand, gruselte mich manchmal die Stille, die dort abends oder auch während der Mittagsruhe herrschte. Was geschah mit den Menschen hinter diesen Türen, die uns von der gemeinsamen Wirklichkeit trennte? Hörten sie auf zu existieren, verwandelten sie sich in Luft und setzten sich erst dann wieder zusammen, wenn sie hinaus in den Flur traten als ein Produkt meiner Einbildung? Vermutlich schliefen sie nur, und dennoch, wer wusste es zu sagen.

Die Villa war in jüngster Zeit teilweise umgebaut worden, aber der muffige Geruch von altem Gemäuer hing noch immer in der Luft, besonders deutlich im Dachgeschoss. Neben ein paar Abstellkammern und einem Archiv, in dem es nach vergilbtem Papier roch, befand sich ein kleiner gemütlicher Aufenthaltsraum mit schrägen Wänden. Wenn nachmittags die Sonne durch die schmalen Fenster schien, war der sonst dunkle Raum von hellem Licht erfüllt.

Um die Mittagsstunde roch es im ganzen Haus nach Schweinebraten oder Linsensuppe. Hungrig und mit dem Gefühl, bereits etwas Sinnvolles getan zu haben, strömten wir in den Speisesaal und machten uns mit Freude über das Essen her. Nach dem Mittagessen saßen Rüdiger und ich oft im Dachgeschoss in den bequemen Sesseln an einem kleinen runden Holztisch und spielten Schach. So auch an jenem Tag, als das Ende seinen Anfang nahm.

Gerade hatte Rüdiger meine Dame mit dem Pferd bedroht, als die Tür aufging und ein junges zierliches Mädchen mit langen, dunkelblonden Locken eintrat. Sie war nicht besonders hübsch, aber ihre blauen Augen hatten einen gewissen Glanz. Sie sah sich neugierig um und begrüßte uns mit einem leichten, kaum merklichen Kopfnicken. Frau Molten überreichte ihr einen Fragebogen, der allen Anstaltsinsassen als Idiotentest geläufig war. Von Fragen über die eigene Person bis zu Wahrnehmungsüberprüfungen war darin alles enthalten, was den Ärzten die Einstufung des Patienten auf der Krankenskala erleichtern konnte. Nachdem die Schwester ihr alles erklärt und das Zimmer verlassen hatte, setzte sich das Mädchen an einen Tisch und begann, eifrig Kreuzchen zu machen. Manchmal runzelte sie die Stirn, kaute eine Weile am Bleistiftende und kritzelte weiter.

Ich hatte meine Dame mittlerweile aus der heiklen Situation befreit und wartete auf Rüdigers nächsten Zug. Er aber verfolgte gespannt jede Geste dieses Mädchens. Offengestanden machte mich seine Unaufmerksamkeit nervös. Entweder spielt man Schach oder nicht. Wenn man zwei Dinge gleichzeitig tut, macht man nichts von beidem richtig. Ungehalten sagte ich ihm, er solle ziehen. Aber er reagierte nicht. Dabei war sie wirklich keine Schönheit. Ihr Gesicht war für meinen Geschmack zu breit und die leichte Stupsnase etwas zu groß. Nun ja,

die Locken hatten einen gewissen Reiz. Und während sie in den Fragebogen vertieft nachdachte, leckte sie sich mit der Zungenspitze über die Lippen. Aber trotzdem, war das schon Grund genug unserem Spiel nicht mehr zu folgen? Sie legte den Stift beiseite, klappte den Fragebogen zu und schaute sich um. Rüdiger starrte sie regelrecht an und als sich ihre Blicke trafen, lächelte er. Sie schien irritiert, sammelte ihre Sachen zusammen und ging zur Tür. Als sie an Rüdiger vorbeilief, erhob er sich aus dem Sessel, reichte ihr die Hand zum Gruß und sagte: „Willkommen an Bord. Wenn du Klemmis Fragen schon mal beantwortet hast, ist der Rest vom Tag nur noch ein Pappenstein.“

Sie blieb stehen und schaute Rüdiger verwundert an. „Wer ist Klemmi?“

„Dr. Klemm, unser Stationsarzt, du wirst ihn schon noch kennen lernen.“ Er lachte und fügte hinzu: „Ich bin Rüdiger und wenn du willst, zeige ich dir unsere Anstalt.“

„Danke, sehr gern. Ich heiße Franziska.“ Jetzt konnte auch sie ein wenig lächeln. Nun, ich bin kein Romantiker, aber dieser Augenblick hatte wirklich etwas Magisches. Rüdiger war so sehr von ihr angetan, dass er ihre Hand festhielt und nicht mehr aufhörte zu lächeln. Dabei blickte er in ihre Augen oder besser gesagt in etwas, das sich dahinter verbarg, denn er merkte gar nicht, dass sie verlegen wegsah.